

*Jacques Lindecker*

## **Bin ich tot ?**

*1915, mitten im Ersten Weltkrieg, irgendwo im Norden von Frankreich*

*Nick*

Ein Geschoss ist von uns losgegangen. Hinter mir. Ich wusste nicht, dass heute Nachmittag geschossen werden sollte. Das kann man nicht immer vorhersehen. Manchmal ist es ein Junge, der den Kopf verliert und der den Krieg auf eigene Faust gewinnen will. Er schießt einmal die Kanone und schreit daraufhin wie ein Verrückter. Und *tatsächlich* ist er wahnsinnig geworden. Oder er täuscht vor, verrückt zu sein, um nach hinten in ein Lazarett gebracht zu werden. Manchmal aber verfehlen die, die schießen ihr Ziel und das Geschoss, das auf den Feind fallen sollte, fällt geradezu auf uns. Die Franzosen machen das die ganze Zeit, sie haben schon einige Hunderte ihrer eigenen Soldaten getötet, aber wir, wir können auch ungeschickt sein.

Das gefällt mir wirklich nicht dieses Geschoss. Sobald es Nacht wird, werden die Deutschen sich rächen ... Kugel werden wir ernten! Auf uns der Regen des Todes! Und wenn man vom Regen spricht... Es regnet, in Strömen. Ich ziehe meine Kapuze heraus, ziehe meinen Kopf ein, verwandle mich in eine Regenrinne. Meine Schuhe versinken im Schlamm.

*Carl*

Was für ein Hundewetter! Wasser, die ganze Zeit. Die Zeit der Tränen, das muss es sein. Wenn ich an den Anfang des Krieges denke, die ersten Tage in Berlin, wir exerzierten unter der Sonne, in unseren schönen Uniformen vor einer riesigen Menge. Tausende Menschen warfen uns Blumen zu, jubelten. Wir waren die Könige Deutschlands! Ich sah meinen Vater, wie er mir applaudierte. Er hatte seine alte Uniform mit den Medaillen und Auszeichnungen angezogen. Ich warf mich in die Brust, ich marschierte vor ihm, gerade wie ein I. Stolz.

Sechs Wochen. Die hohen Offiziere hatten uns versichert, in sechs Wochen sei Frankreich auf den Knien. Dass der Krieg zu Ende und wir die großen, die einzigen Sieger seien. Ich wiederholte diese Reden vor meinen Männern. Sie ließen mich in die Luft gehen mit ihrem „Hurra Hurra“-Geschrei. Ich musste ihnen befehlen, mit diesem deutschen Soldaten unwürdigen Zirkus aufzuhören.

Ich weiß nicht, seit wie vielen Wochen wir in diesem Loch hängen, um je nach Tag ein paar Meter zu gewinnen oder zu verlieren. Mein Adjutant lässt sich nicht davon abbringen, die Tage zu zählen, auf einem Kalender in der Höhle, die mir als Schreibstube dient. Ich warte auf das Ende. Das Ende wovon? Keine Ahnung. Das Ende des Krieges? Bestimmt nicht. Ich glaubte zu kämpfen und langweile mich. Man muss warten, immer warten. Warten und Angst haben, Warten und vor Müdigkeit umfallen, von all diesen Nächten, in denen wir nicht schlafen konnten. Ich bin geheilt vom Krieg, aber ich bin trotzdem da, eingetaucht bis zum Genick.

Ein Geschoss ist gerade nicht weit von meinem Unterstand eingeschlagen. Die Erde hat gebebt. Ich schrecke nicht mehr auf. Ich bringe meine Jacke zurecht und gehe in den Graben hinaus. Ein Soldat teilte mir mit, der Schuss scheint von den Engländern gekommen zu sein. Ich fragte nach Toten und Verletzten. Man brachte eine Bahre

mit dem guten Weißbeck. Sein Bein ist zertrümmert, Blut überall. Zwei Tote und drei Verletzte mit einem einzigen Geschoss, mit dem keiner gerechnet hat. Außer Weißbeck sind die Opfer Neue, Soldaten, die gerade angekommen sind. Die noch nicht die heulende Musik eines Geschosses kannten. Wir, die Alten, sind wie ängstliche Tiere: das Geschoss hörend wissen wir in etwa, wo es aufschlägt. Wie konnte Weißberg sich erwischen lassen?

*Michel*

Eine Granate ist bei den Deutschen eingeschlagen. Eine mehr, eine die im Nichts aufkommt oder die den einen oder anderen Feind töten wird. Und bald werden sie zurückschlagen, und dann sind wir an der Reihe, mit dem Tot zu spielen. Seit Monaten lebe ich mitten in einer riesigen Lotterie. Morgens lebend, abends immer noch lebend oder aber tot? Ich habe solche Angst. Muss man mich verstehen, ich hab solche Angst. Manchmal habe ich schon Lust gehabt, mir eine Kugel in den Kopf zu jagen, damit das vorbei ist. Schluss, im Paradies, der Michel, in Ruhe, beguckt sich den Krieg von seiner kleinen Wolke. Aber gleich danach denke ich an Marie, meine Frau, an Sophie und an Anatole, die beiden Kleinen. Da weine ich dann oft. Ich erinnere mich, dass ich Äpfel und Kirschen pflücken ging, damit Marie uns leckere Kuchen macht. Ich erinnere mich, wie Anatole gelernt hat auf Bäume zu klettern. Und ich habe ihnen einen Schlitten gebaut, kurz bevor ich in den Krieg gezogen bin, kurz vor dem Sommer, mit dem Holz, das ich vom Winter übrig hatte. Wenn ich nach Hause gehen, sie alle drei sehen, sie küssen, sie umarmen könnte. Auf dem Hof arbeiten, das Heu einfahren, die Kühe melken, die Hasen füttern, Speck machen.... Das alles fehlt mir so sehr.

Wenn ich daran denke, bekomme ich noch mehr Hunger. Ich hab solchen Hunger, dass ich meine Finger essen könnte. Ich hab solchen Durst, dass ich glaube, ich könnte Blut trinken. Mir ist so kalt, dass ich davon träume, drei Stunden unter einer warmen Dusche zu bleiben. Eine warme Dusche, was ist das eigentlich? Ich weiß es gar nicht mehr. Ich bin übersät mit Flöhen, das juckt von morgens bis abends, diese verdammten Viecher lachen sich einen in meiner alten Uniform, die nach Dreck stinkt. Ich muss überall verkrustet sein, ich erinnere mich nicht mal mehr, wann ich mich das letzte Mal gewaschen habe. Ich meine: richtig gewaschen. Nicht nur beide Hände in eine abgestandene Pfütze tunken, um mich notdürftig zu waschen. Mir nicht das Gesicht mit der Rückseite eines Ärmels abtrocknen. Nicht vor Müdigkeit weinen und Wasser auf die Augen streichen, damit die Freunde nicht merken, dass man geweint hat.

Der Chef schimpft mit mir. Er holt mich aus meiner Träumerei. Wasserdienst. Es regnet hier die ganze Zeit und wir haben noch nicht mal Wasser zum Trinken. Verboten, sich gehen zu lassen, dem Durst nachzugeben. Die Armen, die es vor Durst nicht mehr ausgehalten haben, die nicht auf den Nachschub warten konnten, die in den alten Pfützen getrunken haben - von denen hat man nichts mehr gehört. Tot, vergiftet durch all das Dreckzeug, das es da drin geben muss. Oder, wenn nicht tot, auf der Krankenstation für eine lange Zeit.

Ich hab die Kanister genommen, sechs insgesamt. Auf dem Hinweg, wenn sie leer sind, geht das. Aber auf dem Rückweg, wenn man dieses Gewicht auf den Schultern hat und die Bombardierungen wieder anfangen... Dann muss man in den Gräben Zickzack laufen, von einem Bombenkrater in den anderen springen. Vor allem, nichts auf dem Weg verlieren. Stell dir mal das Gesicht der Anderen vor, wenn du nichts mitbringst; dann könnte man meinen, sie werden sich an dir rächen für den ganzen Staub, den sie in der Kehle haben.

Der Chef hat mir gesagt, wo ich langgehen soll, aber der Graben, der ist ein richtiges Labyrinth geworden. Ich finde mich da nicht mehr zurecht, auch nicht mitten am Nachmittag. Rechts, links, noch mal links. An einem Tag gewinnen wir einige Meter und wir graben neue Gänge. Am nächsten Tag sind es die Boches, die uns zurückdrängen und diese wieder einnehmen. Das dauert schon so viele Monate, dass die Landschaft ein richtiger Schweizer Käse geworden ist. Bei meinem Glück lande ich wieder bei den Deutschen. Ich sehe schon das Bild vor mir: „Hello, die Kompanie, ich bin's, der kleine Franzose! Doch, doch, ihr wisst schon, der Feind von gegenüber!“ Ich hätte kaum Zeit, abzuhaufen, bevor sie mich in Fleischwurst verwandeln.

Aber psst, ich höre jemanden kommen. Ich lege mich in eine Ecke, und ich nehme mein Bajonett raus ... Puh, doch nicht, das ist kein Deutscher. Das ist ein Engländer. Ich lächle ihn an und sag ihm trotzdem « Hello » !

*Nick*

Das passiert ja nicht oft, dass man jemanden lächeln sieht in unserem Rattenleben. Sympathisch, der Franzose, dem ich gerade begegnet bin. Ich habe Glück gehabt, ich hatte ihn nicht kommen hören. Ich muss misstrauischer sein und besser aufpassen. Darf nicht vergessen, wie der Oberst sagt, dass rund um die Uhr Krieg ist. Eine Sekunde Unaufmerksamkeit und man kann tot sein. Eine einzige Sekunde. Für ein ganzes Leben.

Der Arme, er hat mir Leid getan, mit seinen Kanistern. Diese Franzosen aber auch! Immer fehlt ihnen irgendwas. Ich will ja nicht sagen, dass wir in Saus und Braus leben. Es regnet bei uns wie bei ihnen, wir haben seit Wochen die Füße im Schlamm. Trotzdem! Wir haben trotzdem jeden Tag heiße Suppe und regelmäßig frisches Wasser. Außer wenn die Bomben fallen, natürlich. Dann ist Schluss mit Komfort. Alle denken dann nur daran, ihre Haut zu retten ...und auch für den Ruhm Seiner Majestät des Königs von England kämpfen.

Na ja, der Ruhm ... Das ist ein bisschen weit weg gerückt, seitdem wir auf dem Kontinent angekommen sind. Langsam frag ich mich, was ich hier eigentlich mache, ein Land zu retten, das nicht meins ist. Ich hatte Frankreich ja nie betreten, bevor ich mit meinem Regiment gelandet bin. Die Landschaft hier, vor den Kämpfen, sie muss so ähnlich wie unsere ausgesehen haben. Wiesen, Teiche, hübsche Dörfer. Jetzt ist nicht mehr viel übrig. Löcher, aufgewühlte Erde, Ruinen.

Ich erinnere mich an die Plakate, die an den Mauern der kleinen Stadt klebten, wo ich mit meinen Eltern wohnte. Auf einem lächelte mich ein englischer Soldat an. Unter seinem Gesicht stand: „Ich bin glücklich, ein Soldat zu sein. Und Sie?“

Ich? Was wollte ich denn? Glücklich sein wie er? Ein Soldat seiner gnädigen Majestät werden? Nur darüber wurde jeden Abend im Pub geredet, wenn man mit den Kumpels Bier trank. Der Rugbyclub hatte sein Regiment. Die Arbeiter der Schuhfabrik auch. John, der Nachbarssohn hat vorgeschlagen, ein Regiment mit den Jungs aus unserer Straße zu machen. Da wir die längste Straße der Stadt bewohnten, würde man das größte Regiment der Stadt haben. Vielleicht sogar der Grafschaft! Sie haben nicht lange gefackelt, uns zu engagieren. Eine kurzer Arztbesuch und hopp! Tauglich. Abends, beim Essen habe ich meinen Eltern meine Abreise angekündigt. Mein Vater hat nichts gesagt, aber er hat mich in seine Arme geschlossen. Nie hatte er so etwas gemacht. Meine Mutter hat ihr Gesicht abgewandt, aber ich habe ja gemerkt, dass sie weinte. Sie hat sich wieder umgedreht, hat mir gesagt, dass sie stolz auf mich sei. Ihre Augen glänzten. Die meines Vaters auch. Das ganze Land war stolz auf uns.

### *Michel*

Ganz Frankreich hat gefeiert, als der Krieg erklärt wurde! Ich auch, als ich mit dem Zug nach Paris abfuhr, schmiss ich meinen Helm in die Luft und fing ihn wieder auf. Wie ein Kleinkind. Auf dem Bahnsteig umarmte ich Marie und die Kinder, die Wagen waren bis zum Bersten voll von Kameraden. Wir sangen, tranken, der Krieg war ein wahres Fest!

Es war eine dieser Hitzewellen. Der Mais vertrocknete, die Menschen auch. Selbst am Wasser, bei den Bäumen, starb man vor Hitze. In der Sonne war man in einigen Minuten durchgebraten. Abends gab es schreckliche Gewitter. Damals dachte ich, es gäbe nichts Schlimmeres, um den Leuten einen Schrecken einzujagen. Ich habe mich geirrt: ein Donner, Blitz, Blitzeinschlag das ist ein Klacks neben einem Bombenregen. Ich habe mehr als genug davon, bis auf die Knochen durchnässt zu sein. Ich habe versucht, einen Unterschlupf zu bauen. Ich habe vier Blechstücke gefunden, um mich abzudecken. Ich hatte einen Holzscheit und ein bisschen Kleinholz gesammelt, um Feuer zu machen. Ich wusste, dass die Vorschriften das verbieten, um die Boches nicht auf uns aufmerksam zu machen. Ich habe es trotzdem gemacht, ich hab es nicht mehr ausgehalten, so zu frieren.

Der Chef hat sich wie ein Wilder auf mich gestürzt. Mann, da hab ich einen reingedrückt bekommen. Er hat mir befohlen, das Feuer mit meiner Schuhsohle auszumachen. Ich habe ihm geantwortet, dass ich das nicht könne, da die zerlöchert sei. War ihm egal, diesem Sadisten. Die Kumpel machten sich lustig über mich, während ich mir die Füße verbrannte. ... Oh, ich kann nicht mehr! Ich hab ja versucht, die Löcher in meinen Sohlen mit Gras zu stopfen, aber das hat nicht gehalten. Mit Zeitungspapier oder Pappe ist auch nichts zu machen, das Wasser kommt durch, ein einziger Brei. Am Ende habe ich Schnur drumgewickelt, fest gezogen, aber der Schlamm kommt trotzdem durch. Wenn ein Kumpel stirbt und seine Schuhe mir passen, sind sie mir.

Inzwischen regnet es weiter, langsam wird es dunkel, und mir geht es dreckig. Und ich höre, wie jeden Abend eine seltsame Musik, die von gegenüber kommt. Hört sich an wie Geige. Wer spielt denn wohl ein Instrument mitten im Krieg? Man könnte ja meinen, unsere „Nachbarn“ wären gar nicht so böse...

### *Carl*

Der Sonnenuntergang ist wunderschön. Traurig zu sagen, aber diese orange und violette Sonne, deren Licht durch die Stümpfe der in der Schlacht verbrannten Bäume schimmert, ist wirklich schön anzusehen. Früher war das hier sicher ein Wald aus Eichen und Tannen. Jetzt sind das ein paar Reste, kein Blatt, keine Nadel mehr. Ein paar verkohlte Stücke auf einer Erde, die so zerstört ist, dass man glauben könnte, dass darauf nie wieder etwas wachsen wird.

Jetzt ist die Stunde wo mein Adjutant meine Geige aus dem Koffer holt. Dieser Mann ist toll. Er weiß genau, wann der Moment kommt, an dem ich Lust habe, mein Instrument zu halten und die Saiten meiner lieben Geige weinen zu lassen. Ich spiele meinen Männern Melodien von Strauss vor. Manche spielen Karten, andere machen ihre Pfeifen, ihre Zigaretten an. Sie senken die Köpfe. Ihre Brust wird eng. Ich weiß, dass sie an ihre Familie denken. An die Zeit als sie ihre Frauen, ihre Verlobten in den Armen hielten und sie nach einer Melodie von Strauss tanzen ließen.

Ich liebe diesen Moment. Es ist gleichzeitig fröhlich und traurig. Das ist mir eine Freude. Wie so oft werde ich von einigen Leuchtraketen, die unsere Gesichter erhellen, gestört. Die Leuchtraketen, das ist das Signal. Das Zeichen der Nacht, das

Zeichen, das in der Dunkelheit alles passieren kann, vor allem das Schlimmste. Ich räume meine Geige wieder ein, der Krieg fordert sein Recht ein. Ich sehe Zabel, der zu mir kommt. Er flüstert mir ins Ohr „Und, Hauptmann, werden wir heute Abend kämpfen?“

### *Michel*

Der Chef ließ seine Männer Revue passieren, um ihnen eine gute Nacht zu wünschen. Das heißt nicht „eine gute Nacht, um zu schlafen“. Das heißt „eine gute Nacht, um nicht zu sterben. Als er vor mir angehalten hat, habe ich ihn gefragt, ob wir in dieser Nacht kämpfen würden. „Ich weiß nicht“ hat er mir geantwortet. Und er hat mir auch gesagt, dass die Verpflegung in eine Falle gelaufen wäre und wir kein warmes Essen an diesem Abend haben würden. Wir haben unsere Messer rausholen müssen, um eine Affenkonserve aufzumachen. Das ist kein Affenfleisch, aber das nennt man so, weil das Fleisch ist, das wie nichts aussieht, ekelig schmeckt, kurzum, man weiß so gar nicht, was das ist, dieses Affenfleisch.

Mag seltsam klingen, aber alles, was ich gerne hätte, wäre eine Kartoffel. Ich hab seit Monaten keine einzige gesehen. Ich träume davon. Ich liebe sie gegrillt mit zerlassener Butter und geschmolzenem Käse drauf. Eine Delikatesse. Ich träume davon. Ich träume davon. Ich träume davon.

Ich versuche, meinen Affen zu essen und stelle mir dabei vor, es wäre eine Kartoffel. Ich esse langsam, kaue langsam, ein Bissen nach dem anderen. Ich esse im Stehen und stelle mir dabei vor, ich säße am Tisch bei mir zuhause, umgeben von meiner Familie. Mir geht es fast gut, als plötzlich der Himmel zerreißt, meine Ohren explodieren, mein Schädel wird durchbohrt von Schreien, Stößen und Schlägen. Meine Affendose ist bereits zur Erde gefallen und mit ihr ich, auf dem Boden, wie ein Wurm. Ich bin ein Tier, wenn ich nur ein Maulwurf sein könnte, um mir einen Gang zu bauen und zu flüchten. Die Deutschen bombardieren uns. Und nicht nur ein wenig. Man könnte sagen, sie scheuen keine Kosten. Ich drücke die Briefe von Marie an mich, die ich an meinem Herzen trage, in der Innentasche meiner Uniformjacke. Das ist mein Glücksbringer.

Aber nach dem ersten Schreck, der ersten Panik beruhige ich mich: die Bomben gehen nicht auf uns runter. Das Geschenk ist für die Engländer! Die Armen! Von ihnen werden nicht mehr viele morgen früh aufrecht stehen.

### *Nick*

Ich wusste es! Dieses Mal sind wir an der Reihe. Die Deutschen schlagen zurück! Alle in Deckung! Aber welche Deckung?

Es gibt keinen anderen Schutz als den, in dem wir sind, unsere armen Schützengräben. Es gibt keinen Ort zum Unterstellen, wo man diesen Wahnsinn verlassen kann und diesem Feuer und Donner ausweichen kann. Man muss seinen Helm aufsetzen, blitzschnell, sich zusammen rollen und hoffen. Hoffen. Beten. Bitten. Flehen. Was uns da auf den Kopf fällt ist so verrückt, dass ich den Eindruck hab, es ist nicht real. Das ist zuviel, zuviel für die Männer.

Eine Behandlung erster Klasse. Danke, Freunde gegenüber. Aber wartet nur! Sobald wir ein bisschen Ordnung in unsere Reihen gebracht haben, gehen wir zur Attacke über! Dann schlagen wir zurück! Und werden die Stärkeren sein, ja ja, die Stärksten. Draußen gibt es keine Hoffnung mehr. Noch nie habe ich so einen Bombenangriff gesehen. Man merkt, dass die Deutschen uns etwas zurückzahlen. Wir ahnten, dass sie ihre Rache vorbereiteten. Hier ist sie! Dutzende, hunderte großkalibrige Bomben. Ein Eisenhagel. Unser Unterschlupf füllt sich mit Erde. Bald werden wir hier lebendig

begraben sein. Ich möchte um Hilfe rufen, aber niemand kann mich hören. Niemand kann mir helfen. Wir graben ohne Unterlass am Boden, um nicht verschüttet zu werden. Unsere Kräfte schwinden langsam.

Eine Hölle aus Schüssen, Explosionen. Die Luft, die wir atmen, ist nur noch ein einziger Rauch, der nach Schiesspulver riecht. Ich huste, mir ist zum Kotzen schlecht, ich habe schreckliche Kopfschmerzen. Eine Bombe explodiert einige Meter von mir entfernt. Ich sehe, wie mein Freund John in die Luft fliegt und in meiner Nähe wieder aufprallt. Ich stürze zu ihm. Er ist zerfetzt. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich schreie, aber das nützt nichts. Er blutet sehr stark am linken Arm. Ich nehme mein Messer heraus, um etwas zu probieren, aber ich bin kein Arzt.

Ganz sanft, im Krach des Bombenangriffs, stirbt John in meinen Armen. Ich erinnere mich an gute Momente, als wir Pfeilewerfen spielten und zusammen einen tranken.

Und jetzt raste ich aus. Ich will alle Deutschen töten. Ich ziehe mich aus dem Schützengraben. Ich spüre eine Hand, die versucht mich zurück zu halten. Ich schiebe sie weg und gucke noch nicht mal, wer da versucht, mir das Leben zu retten. Ich will alle Deutschen töten.

### *Carl*

Ob überhaupt noch ein Engländer am Leben ist bei allem, was wir ihnen gerade auf die Köpfe werfen? Je weniger es davon gibt, desto schneller sind wir zu Hause, mit dem Sieg in der Tasche. Sie haben es vielleicht geahnt, wir hatten klare Befehle: Es ist Zeit, dem ein Ende zu bereiten, befohlen unsere Vorgesetzten. Ein Ende bereiten. Nach den Geschossen sind die Männer an der Reihe. Meine Männer. Sie sind hinter mir in Stellung, bereit, auf mein Signal hin die Leitern hochzuklettern, um aus dem Graben zu kommen, damit wir uns im Sturm die englischen und französischen Positionen erobern.

Ich werde der Erste sein, ich muss ein Beispiel geben. Ein fast magischer Moment, als erster auf das offene Schlachtfeld zu laufen, im Rauch und Gestank des Pulvers. Endlich habe ich das Gefühl, ein Held zu sein – wenn die Feinde gut zielen bin ich der erste, der sterben muss.

Ich hebe den Arm, nehme ihn runter. Das ist das Angriffssignal. Die Männer schreien, um sich Mut einzuflößen. Ich steige hoch. Die von gegenüber, werden die wagen uns die Stirn zu bieten?

### *Michel*

Ich habe mich in einer Ecke des Grabens versteckt. Der Chef hat gesagt, dass wir den Engländern helfen würden. Dass wir uns teilen würden, uns dem Angriff der deutschen Linien entgegen werfen würden. Ich will nicht. Ich habe mich versteckt. Es ist dunkel, ich sehe nichts, ich will nichts mehr sehen, nichts mehr hören. Wenn mich nur niemand fände, man mich für immer vergäße. Niemals wieder werde ich die Nase heraus stecken. Ich bewege mich nicht mehr, atme nicht mehr. Nie wieder.

Der Hauptmann findet mich, packt mich am Kragen. „Wenn das so ist, Feigling, wirst du als erster rausgehen“ sagt er mir. Nichts mehr zu machen, als erster rausgehen bedeutet sein Todesurteil zu unterschreiben, jeder weiß das. Das bedeutet sich für die anderen zu opfern. Vielleicht. Vielleicht werden sie aber alle morgen früh tot sein. Sie werden Marie eine kleine Medaille bringen und dann wird mein Name auf einem Stein im Dorf graviert sein. Das ist alles, was von mir bleibt.

Ich gehorche, ich hab ja keine Wahl. Ich gehe los, wie ein tapferer Soldat, der ich nicht bin. Ich klettere die kleine Leiter hinauf. Man sieht nichts. Fast nichts. Ab und zu zeigt mir eine Leuchtkugel das Desaster. Man muss auf den Stacheldraht achten.

Wenn du den nicht siehst, verhängst du dich drin, kannst dich nicht mehr bewegen und die deutschen Schweine schießen auf dich wie auf einen Hasen. Sonst schneidest du ihn durch. Oder du kriechst drunter her. Durch den Schlamm!

Sieh an! Ich habe den Eindruck, dass die Deutschen aufgehört haben, die Engländer mit Granaten zu übergießen. Das ist nicht unbedingt eine gute Nachricht. Das kann heißen, dass sie jetzt mit ihren Soldaten angreifen werden. Ich misstrauere der Situation. Ich werfe mich in einen Granatkrater, um mich auszuruhen, mir über meine Situation klar werden. Aber selbst wenn Leuchtmunition die Nacht erhellt, man sieht nichts außer diesem Rauch. Einen kurzen Moment später gehe ich aus dem Krater heraus, gehe langsam weiter, vorsichtig. Der Chef befiehlt uns zu schießen, um denen gegenüber Angst einzujagen.

Dann beruhigt es sich. Plötzlich habe ich den Eindruck ein Geräusch neben mir zu hören. Schnell lass ich mich in ein anderes Loch fallen, um mich zu schützen. Und da, vor mir, wie eine Vision, ein Deutscher. Aus Fleisch und Knochen.

### *Carl*

Ich traue meinen Augen nicht. Ich stehe vor ihm, einige Zentimeter. Unglaublich. Ich zog an die Spitze meiner Truppe, als die Franzosen anfangen uns zu beschießen. Ich gab den Männern ein Zeichen, sich hinzuwerfen. Das war unnötig. Sie waren schon auf dem Bauch. Ich bin noch ein bisschen weiter gegangen, um einen Krater zu finden, wo ich meine Karte ausbreiten könnte.

Den Krater habe ich gefunden. Ich bin in den Krater hineingesprungen. Es war schon jemand drin - ein Franzose. Ich stehe vor ihm, bewege mich nicht. Ich habe schon viele Feinde getötet, aber ich habe noch nie einen von so nah gesehen. Ich fühle mich magnetisiert, gelähmt. Wird er mich töten?

### *Michel*

Ich sagte mir: „Nun, Michel, kannst Du Dein Gebet aufsagen, Du bist geliefert. Der Deutsche wird Dich pulverisieren.“ Aber nein, er bewegte sich nicht. Als ob er wartete, dass etwas vom Himmel fällt. Als ob er wartete, dass ich ihn zuerst töten würde. Aber ich hatte so einen Schiss, dass ich nicht lange fackelte, meine Beine unter den Arm nahm, aus dem Krater lief und wegrannte, blind ohne zu wissen in welche Richtung.

Ich war ziemlich außer Atem, als sich mein Fuß in etwas weichem verding. Ich fiel der Länge nach hin. Es war er Körper eines Mannes. Er redete, delirierte, ich weiß nicht, ich verstand kein Wort, merkte an seiner Sprache: Er war Engländer. Ein Engländer in einem Dreckszustand.

### *Nick*

Ich rannte, um alle Deutschen zu töten. Ich rannte, wie ein Verrückter, ohne Helm, ohne Schutz. Ich kreischte, ich gestikuliert. Das alles, um mich bemerkbar zu machen. Vor mir, hinter mir, von der Seite, überall krachten Schüsse ein. Die Kugeln fallen, die Soldaten springen. Das ist der Horror für uns. Das reißt uns in Stücke. Das tötet uns. Ich war fast froh, überhaupt etwas zu tun. Ich fühlte mich frei, nicht auf Befehle hören zu müssen. Ein Geschoss rammte sich neben mir in die Erde. Ohne mich zu treffen. Ich rannte immer noch. Noch eins. Ein drittes, für mich und nur für mich. Ich schrie: „Nein, nein, ich will nicht! Hilfe! Behaltet mich bei Euch! Ich will nicht sterben, ich bin erst siebzehn!“

Ich glaubte, sterben zu müssen. Aber nein, ich lebte immer noch. Wie lange liege ich hier schon? Weiß es nicht. Ich habe Schmerzen. Solche Schmerzen, dass es nicht

mehr weh tut. Das ist etwas anderes. Etwas so schreckliches, dass ich nicht die Worte finde, um es zu beschreiben. Ich hätte gerne Milch, ein Glas Milch. Ich würde gern nach Hause zurück. In mein Zimmer hochgehen, mich ins Bett legen, Mutter käme, um mir eine gute Suppe zu bringen, mir ein kaltes Tuch auf die Stirn zu legen, um das Fieber zu senken.

Aber ich habe kein Fieber. Ich bin nicht krank. Ich sterbe. Ich weiß aber, dass ich noch nicht tot bin, ich habe gespürt, wie jemand an mir hängen geblieben ist und auf mich gefallen ist. Das weckt den Schmerz. Ich wünschte, der Junge vollbringe Wunder für mich. Aber es ist zu spät. Er wird an sich denken, nur an sich, seine Haut retten. Und er hat Recht.

*Michel*

Also gut, was mache ich jetzt? Ich kenne diesen Engländer nicht. Nichts verpflichtet mich, ihm zu helfen. Ich muss zuerst an mich denken. Mit dem Boche habe ich Glück gehabt. Ich darf den Teufel nicht herausfordern, muss mich verdrücken, und zwar schnell. Aber wie er da liegt, muss er sich wirklich in einem üblen Zustand befinden. Er lebt noch, es wäre zu dumm, ihn da liegen zu lassen, wenn er vielleicht die Chance hat, noch einmal davon zu kommen. Wer weiß? Er stöhnt furchtbar, aber wenigstens stöhnt er. Das heißt, dass er noch nicht hinüber ist.

„Du bist ein verdammt naiv, mein Michel!“, denke ich, während ich den Engländer an seinen Schultern packe. Mein Gewehr habe ich abgelegt, ich bin wirklich verrückt. Sein Gewehr liegen lassen, darauf steht die Todesstrafe, sagen die Vorschriften. Aber das Gewehr und der Engländer, das ist zuviel für meine geschwächten Kräfte. Ich werde ihn bis zu unseren hinteren Stellungen schleppen. Das wird nicht einfach sein, vor allem weil tiefste Nacht herrscht und die Bombardements wieder angefangen haben. Dort jedoch, das sieht nach Gegenangriff aus. Die Granaten kommen von unserer Seite, Richtung Feind. Zuerst einmal muss ich jedoch den Engländer aus dem Schlamm herausziehen. Man könnte meinen, dass er in dem Dreck schon Wurzeln geschlagen hat. Ich ziehe einmal, zweimal, nichts zu machen. Ich verliere den Mut. Ich bin wahrlich kein Held. Ich bin ein kleiner Mann vom Land, der sich in einem für ihn unfassbaren Krieg verloren hat. Trotzdem ein letzter Versuch und, oh Wunder, er bewegt sich, ich habe ihn. Ein Abenteuer erwartet uns. Ich werde ihn mindestens zwei Kilometer so schleppen. Erschöpfende Stunden. Bei jedem Schritt stößt er einen Schrei aus, ein Stöhnen, ein Schluchzen. Ich darf den Mut nicht verlieren. Genau wie auf der Farm, wenn wir immer das Heu machten und der aufziehende Regen drohte. Uns taten die Arme weh, wir konnten nicht mehr, aber wir machten immer weiter, so gut wie möglich, und zerrissen uns fast, um den Karren vollzuladen. Wir wussten, dass wenn wir aufhörten, der Regen unsere Ernte zerstören würde. Und das wir dann nichts hätten, um das Vieh den ganzen Winter lang zu ernähren.

Also habe ich mich aufgemacht. Schritt um Schritt. Meter um Meter. Mehrere Male habe ich daran gedacht, ihn einfach liegenzulassen, weil er zu schwer war. Von Zeit zu Zeit habe ich angehalten, um Luft zu holen, aber auch um nachzusehen, ob er noch lebendig war. Ich hob ihm den Kopf an und gab ihm ein wenig von meinem Wasser zu trinken. Einige Tropfen, nicht mehr. Er schaffte es nicht einmal, seinen Mund zu öffnen.

Allmählich brach der Tag an und die Waffen verstummten. Bald erkannte ich die hinteren Stellungen in der Ferne. Noch einige hundert Meter. Ich musste durchhalten. Ich habe durchgehalten. Wir fielen in einen Graben. Er stieß einen herzerreißenden Schrei aus, den Schlimmsten von allen. Im ersten Tageslicht habe ich endlich sein



Gesicht erkannt. Ein Schock! Ich kannte ihn, diesen Engländer. Es war der, mit dem ich am Vortag ein Lächeln ausgetauscht habe...

Die Krankenträger tauchten auf. Endlich. Sie hoben den Körper auf, legten ihn auf die Bahre und nahmen ihn im Dreifachgalopp mit in Richtung Krankenstation. Niemand dankte mir. Im Krieg dankt niemand irgendwem. Man macht seine Arbeit, mal ein bisschen mehr, mal ein bisschen weniger. Und jeden Morgen hofft man, dass dies der letzte Morgen des Krieges sei...

Mir blieb nichts mehr übrig, als mein Regiment aufzusuchen, aber ich fand niemanden mehr. Die nächtlichen Kämpfe hatten aufs Neue alles durcheinander gebracht. Die Linien waren durchbrochen, wir hatten Gelände verloren. Dieses Mal hatten es uns die Deutschen gezeigt...

### *Carl*

Ein neuer Morgen ist angebrochen. Dies könnte der Morgen des Sieges sein, aber nein, das ist wieder nichts geworden. Dies ist einfach nur ein neuer Morgen. Wir haben ein paar Meter gewonnen? Ist es das, was wir gewonnen haben? Die Kanonen verstummen und was hören wir? Der Tag bricht an und was sehen wir? Die Verletzten mit dem Tode ringen. Hunderte Verletzte. Einige rufen nach ihrer Mutter oder nach ihrer Frau. Sie verlangen nach einer Hilfe, die ihnen niemand gewähren wird. Sie sterben in den frühen Morgenstunden. Das Schlachtfeld wird zum Friedhof. Hunderte von Leichen. Deutsche, Engländer, Franzosen, alle gleich. Der abscheuliche Geruch von verbrannter Erde, von Schießpulver und Gas. Ich atme noch, aber wie lange noch?

### *Michel*

Da die Deutschen die Gräben besetzen, in denen wir gestern waren, habe ich mich in das zurückgezogen, was von dem Dorf übrig geblieben ist. Es wurde Monate lang bombardiert. Es ist schnell in einen Ruinenhaufen verwandelt worden. Und jetzt bleiben nichts als die Ruinen der Ruinen. Steine überall auf der Erde. Von den Häusern ist nichts mehr übrig. Alles ist zerstört, die Kirche, die Schule, das Rathaus. Nur einige Alte halten sich an dem fest, was ihr ganzes Leben war. Sie wollten nicht weggehen. Der Nebel verflüchtigt sich langsam. Ich entdecke einen kleinen Vogel, der ganz allein auf einem umgefallenen Baumstamm sitzt.

Ich mache endlich ein französisches Lager aus. Ich erfahre Nachrichten von meinem Regiment. Es gibt fast keinen Überlebenden des Angriffs in dieser Nacht. Der Junge, der die Briefe verteilt und der gerade angekommen ist, weiß nicht mehr, was er mit all diesen Briefen machen soll, die niemanden mehr haben, der sie liest. Und ich, ich würde gerne einen lesen, aber für mich ist keiner da. Marie kann weder lesen noch schreiben, sie schämt sich deswegen und fragt den Pfarrer daher nicht sehr oft, ob er ihr einen Brief für mich schreibt.

Ich rede einige Momente mit dem Briefträger. Auch er hat es schwer. Jeden Augenblick riskiert er sein Leben, nur um seine kleinen Briefe zu bringen. Sobald er das Pfeifen der Kugeln hört, fängt er an zu kriechen. Er versucht, so schnell wie möglich vorwärts zu kommen, um eine Chance zu haben. Und wenn er zu einem Graben kommt, spielen die Soldaten die Beleidigten, weil er nichts für sie hat.

Mir kommt also eine Idee: weil er doch überall herumkommt, müsste er den Plan der Lager auswendig kennen. Er müsste wissen, wo sich die Krankenstation der Engländer befindet. Und tatsächlich, er weiß es. Er erklärt mir, wie ich dorthin komme. Wenn mein neuer Vorgesetzter mir die Erlaubnis erteilt, würde ich Nick

gerne einen kleinen Besuch abstatten. Ich frage mich, was aus ihm wird. Hat er seine Verletzungen überlebt?

*Nick*

Ich verstehe nicht, was mir passiert. Ich wache aus einem langen Albtraum auf und bin verwundert, dass ich aufwache. Tausend mal dachte ich tot zu sein. Und nun bin ich hier, ausgestreckt auf einem Bett. Oh sicher, nicht das behaglichste aller Betten, aber trotzdem ein Bett, mit einer freundlichen Krankenschwester, die sich um mich kümmert. Ich frage sie:

- Wo bin ich ?
- Im Feldlazaret ihre Bataillons, Soldat. Um sie von ihren Verletzungen und der Operation genesen zu lassen.

Ich schreie zusammen, schaue mich um, erschauere, als ich mehrere Duzend Betten erblicke mit Duzenden verletzten Männern. Ich schreie aus:

- Meine Verletzungen? Meine Operation? Wovon reden Sie? Ich habe nirgendwo Schmerzen.
- Ah... Sie erinnern sich nicht. Zweifellos der Schock der Operation. Wissen Sie, es ist schon ein Wunder, dass Sie überhaupt am Leben sind. Sie werden Kraft brauchen für die kommende Zeit.
- Kraft!? Aber worüber reden Sie denn überhaupt?! Mein Gott, mir fehlt doch nichts, oder!?

Ich berühre mein Gesicht mit meinen Händen. Da sind durchaus einige Schrammen, aber nichts Schlimmes. Meine Arme sind auch da. Meine Beine auch. Um dies nachzuprüfen, genügt es ja die Decke hochzuheben!

Da mache ich. Ich hebe die Decke hoch.

Die Entdeckung lässt mich sprachlos werden. Mein Bein fehlt, mein rechtes Bein. Ich lasse mich zurückfallen, verzweifelt.

- Madame, sag ich zur Schwester, sagen Sie dem Mann, der mich hierhin geschleift hat, dass ich lieber auf dem Schlachtfeld mit den anderen gestorben wäre.
- Sagen Sie keine Dummheiten, schimpft sie. Sie sind wenigstens am Leben.

*Carl*

Ich mag den Ort, wo ich seit heute morgen stationiert bin. Auf einem Hügel. Ich blicke über eine Ebene, wo ich weit sehen kann. Von hier aus sehe ich Städte, Dörfer, Felder, Seen, Häuser. Oder eher gesagt, ich stelle mir vor, das alles zu sehen. Alles, was hier stand, bevor der Krieg alles verwüstete. Ich stelle mir vor, dass es dort Geschäfte gab, Orte zu, Feiern, Pferde und einige Autos. Ich stelle mir einen Platz vor, wo wohl die Kinder gespielt haben.

Vorher.

*Übersetzt von Christian Ernst, Christian Francke und Katrin Schielcke.*